Erschienen in: BOMMES, Michael, ed. and others. Netzwerke in der funktional differenzierten Gesellschaft. 1. Aufl.. Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwissenschaften, 2011, pp. 51-66. ISBN 978-3-531-16095-5 https://doi.org/10.1007/978-3-531-92597-4_3

Die Differenzierung von Netzwerk, Interaktion und Gesellschaft

Boris Holzer

1 Einleitung

Von einem sozialen Netzwerk spricht man, wenn Personen selektiv miteinander in Beziehung stehen.[1] Da nur in sehr kleinen Gruppen jeder mit jedem verknüpft sein kann, sind Netzwerke schon ab einer niedrigen Schwelle sozialer Komplexität ein Grundtatbestand des Sozialen. Doch *welche* Personen *wie* vernetzt werden, welche Beziehungen also möglich und reproduzierbar sind, wird bestimmt von gesellschaftlichen Bedingungen der Teilnahme an Kommunikation, zum Beispiel davon, wie Personen in die Gesellschaft und ihre Teilsysteme inkludiert werden. Natürlich spielen auch die Kommunikationstechnologien eine wichtige Rolle: Die Schrift und vor allem die moderne Telekommunikation ermöglichen soziale Beziehungen mehr oder weniger unabhängig von räumlicher Nähe und körperlicher Anwesenheit – und erweitern damit die Reichweite und die Zahl möglicher Kontakte. Das bedeutet, dass soziale Beziehungen nicht mehr von Anwesenheit und Interaktion abhängen, sondern zum Beispiel auch in der Kommunikation unter Abwesenden reproduziert oder sogar hergestellt werden können. Je mehr Kommunikationspartner faktisch erreichbar sind, desto größer ist die Zahl möglicher Beziehungen. Damit steigt auch die *Selektivität* der Netzwerke. Je mehr Personen (und andere soziale Einheiten) für Kommunikation in Frage kommen, also als soziale „Adressen" fungieren können, desto deutlicher tritt der Sachverhalt hervor, dass immer nur ein Bruchteil von ihnen *tatsächlich* miteinander in Kontakt tritt oder gar dauerhafte soziale Beziehungen unterhält. Die Gesellschaft als Ganzes kann dann nicht mehr die Form *eines* Netzwerks annehmen. Vielmehr ist jede Netzwerkbildung selektiv und umfasst allenfalls einen Teil der denkbaren Kontakte.[2]

---

[1] Obwohl der Begriff „soziale Netzwerke" häufig auch für Beziehungen zwischen Organisationen verwendet wird, beschränke ich mich in diesem Beitrag auf interpersonale Netzwerke. Sofern Aussagen sowohl Personen als auch Organisationen betreffen, verwende ich den Begriff der kommunikativen „Adresse" (vgl. Fuchs 1997; Tacke 2000).

[2] Einen Grenzfall mag die *small world* der Bekanntschaften darstellen (Milgram 1967; Watts 2003). Doch bei diesem Netzwerk handelt es sich erstens um ein durch wissenschaftliche Experimente

Konstanzer Online-Publikations-System (KOPS)
URL: http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:352-2-1euhds90gym5n3

Damit sind zwei Typen sozialer Systeme angesprochen, von denen Netzwerke sich offenbar unterscheiden: einerseits von Interaktion, d. h. von Formen des „Kontaktes unter Anwesenden“, andererseits von Gesellschaft als der „Gesamtheit der Berücksichtigung aller möglichen Kontakte“ (Luhmann 1984a: 263, 33).[3] Netzwerke sind nicht zwangsläufig *Interaktionen*, da sie auch Kommunikation unter Abwesenden in Anspruch nehmen können. Sie sind aber auch nicht gleichzusetzen mit *Gesellschaft*, da sie stets nur einen Teil der möglichen Kontakte einschließen. Ausgehend von diesen Unterscheidungen kann man fragen, ob Netzwerke als eine eigene Form sozialer Ordnungsbildung im Laufe der gesellschaftlichen Evolution deutlicher hervortreten. Für das Verhältnis von Interaktion und Gesellschaft lässt sich eine entsprechende Steigerung in Form einer zunehmenden *Differenzierung* von Interaktion und Gesellschaft beobachten: Wir können uns archaische Gesellschaften als *face-to-face societies* vorstellen, weil sie sich mangels Schrift und Telekommunikation nur in der Kommunikation unter Anwesenden reproduzieren können; für die moderne Gesellschaft gilt dies nicht, und sie kann deshalb auch nicht mehr als Interaktion vorgestellt und repräsentiert werden (Luhmann 1987). Es liegt nahe zu fragen, ob im Verhältnis von Gesellschaft und Netzwerk – und analog dazu im Verhältnis von Netzwerk und Interaktion – eine ähnliche Entwicklung zu konstatieren ist. Wie ich im Folgenden zu zeigen versuche, eröffnet diese Fragestellung nicht nur eine bessere Einordnung von Netzwerken in die Theorie sozialer Systeme, sondern sie präzisiert auch deren evolutionären Stellenwert: Netzwerke wären demnach nicht etwa als vormoderne, gleichsam archaische Sozialform aufzufassen, sondern durchaus als modern. Erst vor dem Hintergrund von – und in Differenz zu – funktionaler Differenzierung erlangen Netzwerke ihre Bedeutung als eigenständige Formen sozialer Selektivität.

Um diese These zu prüfen, resümiere ich zunächst kurz einige Überlegungen zum Zusammenhang von gesellschaftlicher Differenzierung und Netzwerken (1). Vor diesem Hintergrund diskutiere ich in weiteren Schritten das Verhältnis von Netzwerken und Interaktion (2) und anschließend den Stellenwert von Netzwerken in der funktional differenzierten Gesellschaft (3). Dabei wird zu zeigen sein, dass Netzwerke einerseits – ab einem bestimmten Stadium gesellschaftlicher Evolution – nicht auf Interaktion reduziert werden können und andererseits auch nicht (mehr) mit der Gesellschaft als Ganzer deckungsgleich sind. Insbesondere

---

erzeugtes Konstrukt, bei dem fraglich ist, ob es auch operativ genutzt wird. Und zweitens umfasst die *small world* nicht alle Kontakte, sondern ist ein selektives Muster der Bekannten von Bekannten.

[3] Sie sind im Übrigen auch nicht mit Organisation gleichzusetzen, um auch den dritten Typus sozialer Systeme zu erwähnen (vgl. Luhmann 1975b): Zwar gibt es Netzwerke in Organisationen, doch diese zeichnen sich gerade dadurch aus, besondere – in der Regel „informale“ – Beziehungen zwischen bestimmten Mitgliedern zu sein.

aus der Differenz zu funktionalen Teilsystemen erschließen sich in der modernen Gesellschaft die spezifischen Merkmale von Netzwerken, nämlich die Ausnutzung der Multiplexität und Transitivität von Kontakten.

2 Netzwerke und gesellschaftliche Differenzierung

Wir müssen – wie einleitend bereits bemerkt – von der Tatsache ausgehen, dass selektive Verknüpfung ein Grundmerkmal sozialer Komplexität ist (Luhmann 1975a). Das gilt für einzelne Handlungen oder Kommunikationen, die aufeinander Bezug nehmen, aber auch für die Relationierung von (persönlichen) Kontakten. Schon ab einer recht niedrigen Größen- und Komplexitätsschwelle weisen Gesellschaften eine „Redundanz von Akteuren" auf: Nur ein Teil der Mitglieder kommt für direkte und wiederholte Interaktion in Betracht, der Rest allenfalls gelegentlich für Aufgaben, die spezielle Rekrutierung und Mobilisierung verlangen (Colson 1978). Soziale Netzwerke kommen deshalb nicht nur in der modernen Gesellschaft vor. Auch in Stammesgesellschaften gibt es Muster selektiver Kontakte.[4]

Entsprechend der auf Verwandtschaft basierenden segmentären Differenzierungsform bestimmen Familien- bzw. Clangrenzen auch die kommunikative Erreichbarkeit von Personen. Verwandtschaftsbeziehungen regeln, wer wofür ansprechbar ist und wem vertraut werden kann. Sie regeln somit den Zugang zu anderen Personen, zum Beispiel zur matrilinearen Herkunftsfamilie. Gerade für diese Beziehungen verwenden Ethnologen den Ausdruck „Netz" oder „Netzwerk", da sie die einzelnen Clans miteinander verbinden. Anhand dieser die Grenzen der eigenen Siedlung mitunter überschreitenden Beziehungen spannt sich der soziale Horizont auf: „Hence the native thinks of his matrilinear kinship bonds as linking him to such-and-such a person of a different clan, who is himself linked similarly to someone in yet another clan, and so on to the limits of his social horizon" (Fortes 1949: 291). In einer Gesellschaft, die weitgehend auf persönlichen, nämlich verwandtschaftlichen Beziehungen beruht, liegt es daher nicht nur nahe, die Gesellschaft als interaktionsabhängig zu begreifen, sondern die Gesellschaft insgesamt als *ein* Netzwerk von Verwandten. Die archaische Gesellschaft wäre also nicht nur eine *face-to-face society*, sondern auch eine Netzwerkgesellschaft. Interaktion, Gesellschaft und Netzwerk sind kaum unterscheidbar im Sinne unterschiedlicher Möglichkeiten der Aktivierung und Inklusion von Kontakten. Wer zur Gesellschaft gehört, hat auch Verwandte, und mit diesen kann man nur in Kontakt treten, wenn sie anwesend sind.

---

[4] Vgl. zu diesem Abschnitt teilweise ausführlicher Holzer 2008.

Der Übergang zu rangmäßig differenzierten Gesellschaften spiegelt sich auch – vielleicht sogar zuerst – darin wider, dass die Kontaktchancen zunehmend ungleich verteilt sind. Wenn die Zahl der Personen steigt (zum Beispiel durch Bevölkerungswachstum), gleichzeitig aber die individuelle Kontaktfähigkeit beschränkt bleibt, werden zwangsläufig einige Personen zu „Stars", die zwar besonders viele Beziehungen auf sich ziehen, gleichzeitig aber Wege finden müssen, diese mit einer beschränkten Interaktionskapazität zu vereinbaren (Colson 1978). Solche Positionen, deren Inhaber andere von Kontaktchancen exkludieren müssen, sind die Grundlage für weitergehende soziale Differenzierungen, wie zum Beispiel Patron-Klienten-Verhältnisse. Solche strukturellen Ungleichheiten, die sich noch nebenbei ergeben mögen, können in Form einer legitimen Ranghierarchie anerkannt werden, die dann – in *stratifizierten Gesellschaften* – zur Grundlage sozialer Ordnung schlechthin wird.

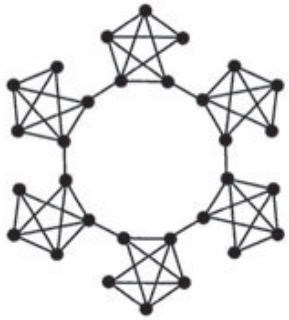
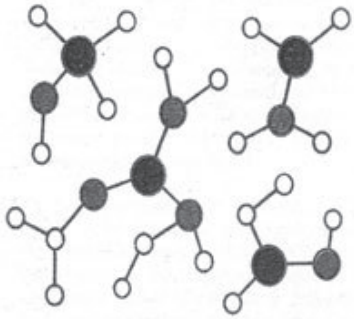
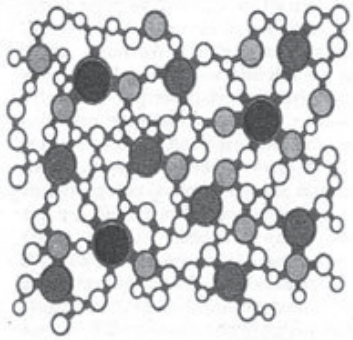
Die Ausdifferenzierung von Schichten bringt es mit sich, dass auch Kontaktchancen ungleich verteilt sind. Die Netzwerke der adeligen Oberschicht unterscheiden sich von jenen der überwiegend agrarisch lebenden Unterschicht. Für Letztere gilt aufgrund der starken Ortsgebundenheit Ähnliches wie für segmentäre Gesellschaften. Neben der Verwandtschaft hat hier der *Nachbar* eine große Bedeutung für reziproke Hilfe- und Unterstützungsleistungen – wobei die Motivation durch die Ähnlichkeit der Lebensverhältnisse gleich mitgeliefert wird. Ihre Auferlegtheit durch äußere Umstände unterscheidet diese Beziehungen aber von modernen persönlichen Kontakten (vgl. für das antike Griechenland Schmitz 2004). Es mag zu weit gehen, daraus gleich den Schluss zu ziehen, in der Unterschicht spielten persönliche Beziehungen überhaupt keine Rolle, wie Luhmann (1975c: 454) dies tut: „Angehörige der Unterschichten haben und brauchen im Verhältnis zueinander keine ‚Beziehungen'". Auf jeden Fall aber rekrutieren sich die Beziehungen oder „Netzwerke" der Unterschicht aus einem verhältnismäßig kleinen, räumlich begrenzten Pool möglicher Kontakte. Die Selektivität und damit der Strukturwert der Kontakte sind dementsprechend gering.

Der Kontrast zu den Oberschichten ist offensichtlich. Sie zeichnen sich dadurch aus, dass in ihnen hochselektive und vor allem überregionale Kontakte entwickelt und gepflegt werden, die sehr unterschiedlich motiviert sein können, zum Beispiel durch politische, familiäre oder wirtschaftliche Anlässe (Luhmann 1980: 74 f.). Den Oberschichten kommt in dieser Hinsicht eine ähnliche „Vorreiterrolle" zu wie im Fall der geselligen Interaktion, die zuerst in den Kreisen frühneuzeitlicher Oberschichten zu einer eigenen Sozialform entwickelt wurde. Das zeigt eindrucksvoll McLean (2007) in seiner Untersuchung der „Kunst des Netzwerks" im Florenz der Renaissance. Grundelemente von Netzwerken, wie beispielsweise die Mobilisierung der Kontakte von Kontakten für Empfehlungsschreiben oder die Kontaktpflege, wurden hier in einer Weise erprobt und perfektioniert, die auch die heutigen Formen dieser Praktiken noch informiert.

Wie Padgett/Ansell (1993) am Beispiel der verwandtschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Beziehungen der Medici im 15. Jahrhundert zeigen, gilt dies insbesondere für die *Kombination* unterschiedlicher gesellschaftlicher Kontexte oder Funktionsbereiche durch soziale Netzwerke.

Doch die Herauslösung aus lokalen Interaktionsverflechtungen, die in tribalen Gesellschaften vereinzelt, in Adelsgesellschaften systematisch nur in der Oberschicht erprobt wurde, wird erst in der *modernen, funktional differenzierten* Gesellschaft deutlich gesteigert. Nunmehr kommt jeder für die Kommunikation mit jedem in Betracht: Die moderne (Welt-)Gesellschaft ist – im Gegensatz zu früheren Gesellschaften – gekennzeichnet durch *universelle Adressabilität*, und das heißt, dass jede(r) prinzipiell Adressat (und Quelle) von Kommunikation werden kann (vgl. Fuchs 1997). Die moderne Gesellschaft bietet jedoch nicht nur eine große Zahl potentieller Kontakte, sondern auch eine hohe Diversität möglicher Beziehungen – kurz: höhere soziale Komplexität. Es gibt mehr (und zunehmend spezialisierte und esoterische) Anlässe für Kommunikation auf der Basis eines mehrdimensionalen Kontaktnetzes. Vorschlägen von Tenbruck (1972) und Watts (1999) folgend, kann man die Zusammenhänge zwischen den genannten Gesellschaftsformen und Netzwerktopologien wie folgt veranschaulichen (siehe Abb. 1):

Abbildung 1 Vernetzung und Gesellschaftsformen (vgl. Tenbruck 1972: 60; Watts 1999: 500 f.)

		
a) segmentäre Gesellschaft	b) Hochkultur	c) moderne Gesellschaft

Die Abbildung illustriert die Annahme, dass die Segmente einfacher Gesellschaften intern zwar dicht, untereinander aber nur dünn vernetzt sind. Innerhalb einzelner Clans beispielsweise macht es die geringe Größe mehr oder weniger überflüssig, selektive Kontaktmuster zu etablieren. Zwischen ihnen führen

Handels- und Verwandtschaftskontakte zu einer – wenn auch spärlichen – Vernetzung. Watts (1999) bezeichnet eine diesen Bedingungen entsprechende Netzwerktopologie als das „Caveman"-Modell (Abb. 1a). Hochkulturen zeichnen sich dagegen durch ein stärker zentralisiertes Beziehungsnetz aus. Man kann dies personal interpretieren (als gut vernetzte „Stars" oder Patrone) oder räumlich (wenn sich Vernetzungschancen beispielsweise in städtischen Zentren ballen). In beiden Fällen kann man sich Zentren als Knotenpunkte oder *hubs* vorstellen, von denen aus unterschiedlichste Sinnprovinzen, aber eben auch periphere Regionen am einfachsten erreichbar sind. In der modernen Gesellschaft führen sachlogisch differenzierte Kommunikationsanlässe dazu, dass Adressen *mehrfach* erreichbar sind. Sie gehören gleichzeitig zu verschiedenen Netzwerken und können, unter bestimmten Voraussetzungen, auch dazu genutzt werden, Informationen und Ressourcen aus einem gesellschaftlichen Teilbereich in einen anderen zu übertragen.

Wir können demnach festhalten, dass Netzwerke mit dem Wechsel der Differenzierungsformen an Informationskraft gewinnen, weil sie immer selektiver werden: In der segmentären Gesellschaft gibt es ein dominantes Netzwerk, dessen Inklusionsprinzip Verwandtschaft ist – und davon abgeleitete Bekanntschaften und Freundschaften; es ist mit der Gesellschaft mehr oder weniger deckungsgleich und hat zudem eine geringe räumlich Reichweite. In der stratifizierten Gesellschaft ist es vor allem die Oberschicht, die selektive Kontakte auch über größere Distanzen sucht und pflegt und die zudem bereits unterschiedliche Netzwerke (zum Beispiel familiär, wirtschaftlich oder politisch orientierte) miteinander kombiniert. Erst in der modernen Gesellschaft jedoch verknüpfen Netzwerke regelmäßig Adressen aus unterschiedlichen Funktionsbereichen, und dies vor dem Hintergrund einer immens großen Zahl möglicher Kontakte. Nicht nur höhere Komplexität, sondern auch steigende Unabhängigkeit vom Raum scheint also ein Kennzeichen moderner Netzwerke zu sein – ein Aspekt, den man auch als Differenzierung von Netzwerk und Interaktion beschreiben kann.

3 Die Differenzierung von Netzwerk und Interaktion

Kontakte über den Kreis regelmäßig persönlich angetroffener Personen hinaus können nur aufrechterhalten werden, wenn verlässliche Möglichkeiten der Kommunikation unter *Verzicht* auf Anwesenheit vorhanden sind. Die Trennung der Kommunikationsmöglichkeiten von physischer Kopräsenz, die Lübbe (1996) als zentrales Merkmal der modernen Kommunikationsinfrastruktur hervorgehoben hat, verselbständigt Netzwerke gegenüber der Face-to-Face-Interaktion. Solange sich Beziehungen gleichsam wie von selbst und nebenbei aus Anlass von Interaktion ergeben und nur durch diese reproduziert werden, kommen sie nicht als

eigenständige Sozialsysteme zur Geltung.[5] Wer sich ohnehin jeden Tag auf der Straße oder im Wirtshaus trifft, der benötigt auch keine „Netzwerke".

Wenn aber umgekehrt die physische Nähe kein Kriterium mehr ist für die Einbindung in Kommunikationssysteme, so bedeutet auch physische Ferne von anderen nicht mehr automatisch kommunikative Irrelevanz (Meyrowitz 1998: 189). Je mehr sich Kommunikation von der Interaktion emanzipiert, desto mehr entkoppeln sich die Kommunikationschancen, die soziale Beziehungen begründen, von der Kopräsenz: Die Kontaktaufnahme mit weit entfernten Menschen ist dann oft einfacher als mit den eigenen Nachbarn. Diese Entlastung von Kopräsenz ist eine entscheidende Vorbedingung für die Differenzierung sozialer Beziehungsformen nach Frequenz und Intensität, aber auch nach dem Maß an unvermeidbarer Öffentlichkeit. Solange alle gesellschaftliche Kommunikation in Interaktionen erfolgen muss, begrenzen die damit verbundenen Aufmerksamkeits- und Mobilisierungserfordernisse nicht nur die Zahl, sondern auch die Variationsbreite möglicher Kontakte. Kommunikationsmedien wie Schrift und Buchdruck, aber natürlich auch die Telekommunikation, ermöglichen es dagegen, „sich aus Interaktionssystemen zurückzuziehen und trotzdem mit weitreichenden Folgen gesellschaftlich zu kommunizieren" (Luhmann 1984a: 581).

Luhmann beschreibt diese Dynamik unter den Vorzeichen einer Differenzierung zwischen *Interaktion* und *Gesellschaft* und hat dabei vor allem die Möglichkeiten der modernen Massenkommunikation vor Augen (Luhmann 1984b; 1987). Bei Giddens hat das „disembedding", das Herauslösen sozialer Beziehungen aus diffusen und interaktionsnahen Kontexten, einen ähnlichen Stellenwert (Giddens 1990: 21–29). In der Netzwerktheorie gibt es ähnliche Vorstellungen: Zwischen hochverdichteten Clustern enger sozialer Beziehungen finden sich *shortcuts* (Watts 1999: 14; Barabási 2002: 41 ff.) oder *weak ties* (Granovetter 1973), die ansonsten isolierte Netzwerkregionen miteinander verbinden. Nach Granovetter (1973) beruht die Brückenfunktion schwacher Bindungen zwischen sozialen Kreisen gerade darauf, dass sie A mit B und C verbinden können, *ohne* dass daraus notwendigerweise eine direkte Verbindung zwischen B und C folgt. *Strong ties* sind dagegen „transitiv", d. h. eine Verbindung zwischen A und B und A und C impliziert auch eine Verbindung zwischen B und C – und zwar deshalb, weil eine starke Bindung es schon allein aufgrund der Kontakthäufigkeit extrem unwahrscheinlich macht, dass A sie mit B und C erfüllen kann, ohne dass zugleich ein Kontakt zwischen den beiden gestiftet wird. Wenn aber nur Interaktion zur Verfügung steht, ist das Entstehen dichter Beziehungsnetzwerke unvermeidlich: Sobald A, B und C in Situationen gemeinsamer Kopräsenz verwickelt werden, lässt sich nur schwer verhindern, dass Beziehungen zwischen allen

---

[5] Ich schließe hier und im Folgenden an den Vorschlag von Schmidt (2007) an, soziale Beziehungen als soziale Systeme zu begreifen.

dreien in Zukunft erwartet und genutzt werden können. Unter der Bedingung derart transitiver, starker Bindungen tendieren persönliche Netzwerke also zur *Entdifferenzierung*: Eine Separierung verschiedener Publika oder Freundeskreise ist dann kaum möglich.

Um Kapazitäten für unwahrscheinlichere Kontakte freizusetzen, muss die enge Kopplung zwischen kommunikativer Relevanz und der Interaktionsordnung aufgelöst werden. Erst dies ermöglicht eine „Dekontextualisierung" sozialer Beziehungen (Stichweh 2000: 17 f., 258 f.). Wenn die Trennung verschiedener Interaktions- und Kommunikationskontexte institutionalisiert ist, kann es normal werden, persönliche Beziehungen mit *für andere* Unbekannten zu unterhalten. Diese Publikumstrennung ist ein Grund, warum ein Großteil der Netzwerkpraxis sich der Beobachtung von Dritten entzieht. Der Einblick in Netzwerke beschränkt sich meist auf die dyadischen Beziehungen, in die man selbst involviert ist (in der Terminologie der Netzwerkanalyse: die „ego-zentrierten" Netzwerke). Schon die Frage nach reflexiven Kontakten, also danach, welche Beziehungen zwischen den eigenen Kontakten bestehen, lässt sich oft nicht beantworten. Nicht nur aus der Perspektive von Funktionssystemen, sondern auch aus der Perspektive der Vernetzten selbst bleiben ihre Operationen jenseits der eigenen Beziehungen deshalb opak bzw. „arkan" (siehe Werron in diesem Band).

Je mehr sich Kommunikation von den Voraussetzungen und Restriktionen der Interaktionsordnung emanzipiert, desto klarer unterscheiden sich Netzwerke von Interaktionen. Netzwerke können Kommunikation unter Anwesenden in Anspruch nehmen und sich beispielsweise in Form von „Interaktionszusammenhängen" reproduzieren (vgl. Kieserling 1999: 221 ff.). Doch schon jede einzelne soziale Beziehung ist mehr als eine Kette von Interaktionen. Sie ist zumindest eine „Interaktion, die ihr eigenes Ende überdauert" (Schmidt 2007: 519). Genauer betrachtet ist sie auch keine Interaktion, da eine soziale Beziehung auch über lange Strecken unter Verzicht auf Interaktion kontinuiert werden kann (man denke nur an Liebesbriefe) bzw. im Grenzfall sogar gänzlich ohne Kopräsenz auskommt (je nachdem, wie man zum Beispiel Brieffreundschaften und die Beziehungen auf *social networking platforms* einstuft).[6] Die Vervielfältigung von Möglichkeiten, unter Abwesenden, aber dennoch persönlich zu kommunizieren, schafft daher die Voraussetzungen für eine zunehmende Differenzierung von Interaktion und Netzwerk.

---

[6] Vgl. zum Thema Netzwerke und Internet Beher et al. in diesem Band.

4 Netzwerke und funktionale Differenzierung

Ein ausreichend großer Pool erreichbarer Kontakte und die soziale Lizenz, neue Kontakte relativ unabhängig von schon bestehenden einzugehen, sind notwendige Bedingungen dafür, dass Netzwerke sich nicht auf das geographische Nahfeld beschränken und in hohem Maße individualisiert werden. Dies sind freilich keine hinreichenden Bedingungen. Zusätzlich zur Aufhebung von Kontaktbeschränkungen müssen die Beziehungen selbst hinreichend *differenziert* sein, damit nicht nur ein undifferenziertes Netzwerk aller mit allen entsteht. Ansonsten würde die „Redundanz von Akteuren" nur zu einer Differenzierung von „Stars" und „Losern" führen, die sich dadurch unterscheiden, wie viele potentielle Kontakte sie *nicht* realisieren. Erst mit zunehmender Differenzierung der Themen und Rollen steigt die Chance, dass sich unter den heterogenen Elementen neue Verbindungs- und Gruppierungsmöglichkeiten ergeben (Simmel 1958 [1908]: 527 ff.). Dies kann sich zum Beispiel auf die Ausdifferenzierung sozialer Positionen beziehen, die dann untereinander verstärkte Affinitäten pflegen. Die Bedeutung räumlicher Nähe für die Kontaktaufnahme sinkt in dem Maße, in dem Differenzierung „das Band mit den Nächsten (lockert), um dafür ein neues – reales und ideales – zu den Entfernteren zu spinnen" (1958: 530). Anders ausgedrückt: Soziale Differenzierung erlaubt und erzwingt es, zahlreiche unter den möglichen, mitunter sogar naheliegenden Kontakten auszuschließen, um dadurch andere erst zu ermöglichen (Colson 1978: 161).

Aus kommunikationstheoretischer Perspektive heißt das: Die Themen *sachlich* orientierter Kommunikation mögen es erfordern, sich nach passenden *sozialen* Adressen umzusehen. Gerade die Spezialisierung von Kommunikation innerhalb von Funktionssystemen führt dazu, dass oft ferne Kontakte *gesucht* werden müssen, um thematisch naheliegende Kontakte zu finden: „A scholar of Ugric languages wishing to discuss his latest paper on the structure of conditional clauses cannot go next door: like the lonely whales of Antarctica searching for a mate, he must seek a suitable partner for his task widely through the seas of society" (Barth 1978: 168). Man kann in dieser Hinsicht von durch Funktionssysteme aufgespannten „globalen Relevanzräumen" sprechen, welche die Suche nach ähnlich interessierten oder kompetenten Adressaten motivieren und anleiten (Stichweh 2004). Zwischen der funktionalen Spezialisierung von Kommunikation und der Reichweite von Kontaktnetzen besteht also ein Steigerungszusammenhang: Der Inklusionsmodus der modernen Gesellschaft führt durch die Universalisierung kommunikativer Adressierbarkeit und der damit einhergehenden Multiplizierung möglicher Kontakte zu einer gegenüber der vormodernen Gesellschaft gesteigerten *Redundanz* von Adressen. Doch andererseits zwingt gerade die funktionale *Spezifikation* von Adressen dazu, diese aus der Perspektive sehr spezifischer

Themen zu beobachten – und dadurch den Auswahlbereich, wie im Beispiel des einsamen Finno-Ugristen, fallweise wiederum stark einzuschränken.

Die moderne Gesellschaft generalisiert zum einen die kommunikative Relevanz von Personen (und Organisationen) und vergrößert zum anderen durch neue Kommunikationstechnologien die Chancen ihrer Erreichbarkeit. Doch die Komplexität der Gesellschaft erhöht sich nicht nur mit der *Zahl* möglicher Kommunikationspartner (und dem folglich exponentiell wachsenden Relationierungspotential), sondern auch durch die Multiplikation *verschiedener* Beziehungen. Der zentrale Unterschied der modernen zu anderen Gesellschaftsformen besteht in der *Mehrfachinklusion* von Adressen. In einer funktional differenzierten Gesellschaft werden Personen und Organisationen gleichzeitig in verschiedenen, *sachlogisch* definierten Sinnprovinzen zu Quellen und Zielen von Kommunikation. Man ist als Wähler registriert, führt ein Bankkonto, kann als Staatsbürger Rechte in Anspruch nehmen usw. – kurz gesagt: Personen sind in verschiedene Funktionsbereiche inkludiert und werden dadurch in vielfältiger Hinsicht „adressierbar". Durch die Simultan-Inklusion in unterschiedliche Funktionssysteme wird ein und dieselbe Adresse in mehreren „Kontexturen" anschlussfähig – sie wird zu einer „polykontexturalen Adresse" (Fuchs 1997). Jede Adresse ist damit ein Anlaufpunkt für die Verknüpfung bzw. „reflexive Kombination" (Tacke 2000: 293) verschiedener Sinnprovinzen. Voraussetzung dafür ist, dass Netzwerke zwei Arten der Adressenkombinatorik miteinander verschränken: die Generalisierung von Kommunikationschancen zum *einen* über verschiedene Funktionskontexte, zum *anderen* über eine Mehrzahl von Adressen, so dass zum Beispiel für A die Beziehung zwischen ihm und B dadurch an Bedeutung gewinnt, dass B auch eine Beziehung zu C unterhält. Es geht also um die Kombination der Merkmale Polykontexturalität – bzw. in der netzwerktheoretischen Terminologie: Multiplexität – und Transitivität.

Im Kontext funktionaler Differenzierung vervielfältigen sich die Möglichkeiten der Vernetzung. Es ist nun zum Beispiel denkbar, dass sich „Netze" *innerhalb* eines Funktionssystems bilden und sich auf den Pool der auf Rollen zugeschnittenen Adressen, zum Beispiel auf die Namen wissenschaftlicher Autoren, beschränken, ohne dass im engeren Sinne persönliche „Netz*werke*" und die mit ihnen assoziierte Verfügbarkeit von Personen entstehen.[7] Rollenspezifische Kommunikationsanlässe können – neben Alternativen, wie zum Beispiel zufälliger Begegnung oder der Vermittlung durch einen Dritten – aber auch den Ausgangspunkt für eine *Expansion* des Kommunikationsrepertoires, also für die Entstehung sozialer Netzwerke im engeren Sinne bilden. Die sachlich spezifizier-

[7] Ich lehne mich in der Terminologie an den Vorschlag von Weber (2001) an, zwischen Netzen und Netzwerken zu unterscheiden im Sinne eines reinen Verknüpfungspotentials einerseits und der strukturierten Relationierung von Verknüpfungen andererseits.

te Motivation der Kontaktsuche bestimmt ebenso wenig wie der Rahmen einer ersten Begegnung, ob die Beziehung selbst funktional *spezifisch* bleibt oder zu einer *diffuseren* persönlichen Beziehung wird. Letzteres wird nicht immer der Fall sein. So bleibt der Kontakt mit anderen Fachspezialisten, zum Beispiel auf Konferenzen, oft auf den Rollenaspekt beschränkt. Spezifizierte Rollenerwartungen erlauben es schließlich, unpersönlich auch dann zu kommunizieren, wenn es sich um mehr als eine rein episodische Begegnung handelt. Es sei dahingestellt, ob sich Netzwerke aus „reinen" Rollenbeziehungen oder gar episodischen Kommunikationskontakten zusammensetzen können.[8] Gesellschaftstheoretisch interessanter sind sicherlich jene Fälle, in denen Netzwerke sich *nicht* zwanglos in das Schema funktionaler Differenzierung fügen. Auch empirisch erscheint es plausibler anzunehmen, dass Netzwerke genau darin ihren Reproduktionsanlass finden, dass „persönliche" Beziehungen von Rollen *unterschieden* werden können (Tacke 2007: 172).

Das wichtigste Merkmal von Netzwerken könnte man also genau darin sehen, dass sie die Beschränkungen sachlich spezifizierter Erwartungen unterlaufen. Indem Personen an mehreren gesellschaftlichen Teilsystemen partizipieren können, interferieren in ihnen unterschiedliche Kommunikationszusammenhänge und Funktionsbereiche. Jede Adresse bündelt in einer Person (oder auch Organisation) ein- und ausgehende Verbindungen in unterschiedlichen Funktionsbereichen und kann so auch genutzt werden, um zwischen diesen zu vermitteln. Netzwerke bedeuten einen reflexiven Umgang mit Kontakten: Jede Adresse kann als Verweis auf weitere Adressen anderer und in anderen Systemen dienen und in dieser Hinsicht „angesteuert" werden; über Adressen werden also Kontaktmöglichkeiten reflexiv verknüpft, so dass neue Kontaktmöglichkeiten entstehen. Es kommt dann zu einer mehr oder weniger systematischen Verwaltung von Kontakten, die das in mobilisierbaren Adressen steckende Sozialkapital organisieren und zugänglich machen (Tacke 2000). Die Konstitution einer sozialen Adresse macht diese prinzipiell kommunikativ *erreichbar.* Dabei geht es nicht nur um die triviale Tatsache, dass eine Adresse benutzt werden kann – zum Beispiel, um einen Telefonanruf zu tätigen oder einen Brief zu schreiben. Mit einer Adresse als *Knoten* in einem Netzwerk sind vielmehr auch Erwartungen darüber verknüpft, inwieweit Erreichbarkeit in *Zugang* transformiert werden kann (vgl. Aderhold 2004: 195 ff.). Zugang zu *Personen* impliziert hierbei nicht unbedingt „whole-person relationships" (Scott 1972), aber zumindest *multiplexe*

---

[8] So offensichtlich Stichweh (2005a: 174), wenn er „funktional spezifizierte Vernetzungsstrukturen in globalen Funktionssystemen" als *small worlds* im Sinne der Netzwerktheorie beschreibt. Trotz „Millionen oder auch Milliarden von Inklusionsadressen", so an anderer Stelle, könnte es sein, „dass es sich bei jedem dieser Subsysteme um eine small world handelt" (Stichweh 2005b: 181). Im Anschluss an die vorangegangene Fußnote würde man hier eher von „Netzen" sprechen.

Beziehungen im Sinne der Netzwerktheorie, d. h. über einzelne Rollenkontexte hinausgehende Kommunikationsmöglichkeiten.

Netzwerke vergrößern damit die Chancen auf eine „niedrigschwellige Kontaktaufnahme […], auf die man keinen Anspruch hat" (Nassehi 2008: 77). Bereits die Inklusion ins Netzwerk selbst ist gewissermaßen eine „Gefälligkeit" (Werron, in diesem Band), da man sie nicht einklagen kann. Sie hängt nicht von formalen Kriterien ab, die „ohne Ansehen der Person" zu prüfen wären, sondern von persönlicher Bekanntschaft, die den Zugang eröffnet. Luhmann spricht von „konditionierter Vertrauenswürdigkeit" (Luhmann 2000: 408) – man könnte auch sagen: Vertrauen, das sich auf das (persönliche) Vertrauen anderer stützt. Hier liegt ein Unterscheidungsmerkmal zwischen dem, was man generell als partikularistische Beziehungen bezeichnen könnte, und Netzwerken im engeren Sinne: die *Transitivität* der Netzwerkkontakte. Die besondere operative Qualität von Netzwerken wird (nicht nur in der Wissenschaft) häufig darin gesehen, dass sie nicht Dyaden, sondern Triaden prozessiert: Man ist darauf angewiesen, dass man „jemanden kennt, der jemanden kennt" (Luhmann 1995: 251). Nicht die Freunde, sondern die Freunde der Freunde sind das eigentliche Substrat des Netzwerkens (vgl. Boissevain 1974).

Es stellt sich allerdings die Frage, wann Zwischenstationen im Netzwerk überhaupt aktiviert werden, um entfernte Kontakte zu erreichen. Es gibt Fälle, in denen dies wahrscheinlich ist. Zum Beispiel könnte man einen Vermittler in die Kontaktaufnahme mit einer besonders prominenten Adresse einschalten wollen, um so die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen, dass das eigene Anliegen überhaupt gehört wird. Der Mechanismus, der das Netzwerk der Zwischenkontakte gewissermaßen als Medium benutzt, um die Erfolgswahrscheinlichkeit von Kommunikation zu erhöhen, ist jedoch einerseits fast universell einsetzbar, andererseits der beständigen Konkurrenz mit „anderen" Kommunikationsmedien ausgesetzt. Wer, um nur ein Beispiel zu nennen, über ausreichend Geld verfügt, kann auf Netzwerke dort verzichten, wo knappe Güter gekauft werden können. Gegenüber der Funktionsspezifik der symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien steht die Ausnutzung der Multiplexität von Netzwerken zudem im Ruch der Illegitimität. Sie kann gegenüber dem Universalismus der Funktionssysteme keine adäquate Ausdrucksform finden und bleibt deshalb meist „arkan" (Werron in diesem Band). Allenfalls wenn Netzwerke sich als *single-stranded* geben und so (scheinbar) in den Dienst sachlogischer und universalistischer Interessen stellen, können sie sich auch öffentlich darstellen.[9] Die spezifische Kombinatorik der Netzwerke,

---

[9] Angesichts der Offenheit, mit der beispielsweise „Frauennetzwerke" oder „NGO-Netzwerke" sich selbst annoncieren, wäre zu überlegen, ob Universalismus gar nicht notwendig ist, sondern bereits Kompensationsinteressen ausreichen, um Netzwerke zu legitimieren. Während die *„old boy"*- und *„power elite"*- Netzwerke das Licht der Öffentlichkeit scheuen, sind die auf deren „Ma-

die Multiplexität und Transitivität verbindet, wird durch die moderne Gesellschaft erst ermöglicht, aber gleichzeitig in ihrer Entfaltung behindert bzw. in Bahnen gelenkt, die eine prominente, öffentliche Selbstbeschreibung verhindern.

Es zeigt sich also, dass zwischen Netzwerkbildung und funktionaler Differenzierung ein Zusammenhang besteht. Allerdings wäre dieser fehlgedeutet, wenn man von der an Teilsystemen orientierten Vernetzung von Kontakten auf eine funktionale Differenzierung der dadurch entstehenden Netzwerke schließen würde. Netzwerke basieren auf einer anderen Logik der Verknüpfung, die nicht dem Primat einer Funktion, sondern dem „Primat der Adressen" folgt (Tacke 2000; siehe auch Bommes/Tacke 2006). Sie benutzen die sachliche Dimension von Sinn allenfalls als Ausgangspunkt für eine an der Sozialdimension, d. h. an der Unterscheidung von Ego und Alter, orientierten Verknüpfung von Kontakten. Sie unterscheiden sich deshalb nicht nur dadurch von der Gesellschaft als Gesamtheit der berücksichtigungsfähigen Kontakte, dass sie eben nicht alle Kontakte einschließen. Vielmehr fallen sie in der *modernen* Gesellschaft dadurch auf, dass sie sich vom Universalismus der Funktionssysteme unterscheiden. In einer stratifizierten Gesellschaft erscheint die partikularistische Inklusion von Personen *nicht* als ein besonderes Merkmal von Netzwerken, sie ist Grundlage der Gesellschaft schlechthin. In der modernen, funktional differenzierten Gesellschaft hingegen beruht gerade darauf die Differenzierung von Netzwerken und Gesellschaft.

5 Schluss

Ziel dieses Beitrags war es, die These einer zunehmenden Differenzierung von Netzwerk und Interaktion einerseits und von Netzwerk und Gesellschaft andererseits zu prüfen. Netzwerke können nicht auf Kontakte unter Anwesenden reduziert werden, aber auch nicht auf die sachlich codierte Kommunikation in Teilsystemen. Gleichzeitig sind Netzwerke auch nicht einfach „die" Gesellschaft, da kein Netzwerk alle berücksichtigungsfähigen Kontakte einschließen kann. Der besondere Konstitutionsmodus von Netzwerken unterscheidet sich also nicht nur von jenem der Face-to-Face-Interaktion, sondern auch von jenem der Gesellschaft. Diese Überlegungen führen zu der Vermutung, dass Netzwerke in dem Maße prominenter werden, in dem jeder als Adressat von Kommunikation in Frage kommt und Schrift und Telekommunikation die Möglichkeit bieten, prinzipiell auch jeden zu erreichen – also in der modernen Gesellschaft. Man muss deshalb

---

chenschaften" reagierenden Strukturen offensichtlich präsentabel. Man könnte natürlich auch schlicht bezweifeln, dass es sich bei den genannten Phänomenen um Netzwerke im hier diskutierten Sinne handelt.

aber nicht unterstellen, dass es Netzwerke *nur* in der modernen, funktional differenzierten Gesellschaft gebe. Vielmehr finden wir erst in der modernen Gesellschaft die Bedingungen vor, unter denen Netzwerke sich gegenüber Gesellschaft und Interaktion profilieren können. Vor dem Hintergrund funktionaler Differenzierung und der direkten Inklusion in Funktionssysteme verändert sich der Sinn und Anwendungsbereich sozialer Netzwerke. Anders ausgedrückt: Die moderne Gesellschaft schafft gerade dadurch die Voraussetzungen für eine besondere Prominenz von Netzwerken, dass sie eben *kein* Netzwerk ist – bzw. genauer: dadurch, dass sie *mehr* ist als ein Netzwerk oder eine Menge von Netzwerken.

Literatur

Aderhold, Jens (2004): Form und Funktion sozialer Netzwerke in Wirtschaft und Gesellschaft. Beziehungsgeflechte als Vermittler zwischen Erreichbarkeit und Zugänglichkeit. Wiesbaden: VS Verlag

Barabási, Albert-László (2002): Linked. The New Science of Networks. Cambridge, MA: Perseus

Barth, Fredrik (1978): Scale and Network in Urban Western Society. In: Ders. (Hrsg.), Scale and Social Organization. Oslo: Universitetsforlaget, 163–183

Boissevain, Jeremy (1974): Friends of Friends. Networks, Manipulators and Coalitions. Oxford: Basil Blackwell

Bommes, Michael/Tacke, Veronika (2006): Das Allgemeine und das Besondere des Netzwerkes. In: Hollstein, Betina/Straus, Florian (Hrsg.), Qualitative Netzwerkanalyse. Konzepte, Methoden, Anwendungen. Wiesbaden: VS Verlag, 37–62 (Wiederabdruck in diesem Band)

Colson, Elizabeth (1978): A Redundancy of Actors. In: Barth, Fredrik (Hrsg.), Scale and Social Organization. Oslo: Universitetsforlaget, 150–162

Fortes, Meyer (1949): The Web of Kinship among the Tallensi. London: Oxford University Press

Fuchs, Peter (1997): Adressabilität als Grundbegriff der soziologischen Systemtheorie. In: Soziale Systeme 3, 1, 57–80

Giddens, Anthony (1990): Consequences of Modernity. Cambridge: Polity Press

Granovetter, Mark (1973): The Strength of Weak Ties. In: American Journal of Sociology 78, 6, 1360–1380

Holzer, Boris (2008): Netzwerke und Systeme. Zum Verhältnis von Vernetzung und Differenzierung. In: Stegbauer, Christian (Hrsg.), Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie. Ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften. Wiesbaden: VS Verlag, 155–164

Kieserling, André (1999): Kommunikation unter Anwesenden. Studien über Interaktionssysteme. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

Lübbe, Hermann (1996): Netzverdichtung. Zur Philosophie industriegesellschaftlicher Entwicklungen. In: Zeitschrift für philosophische Forschung 50, 1-2, 133–150

Luhmann, Niklas (1975a): Komplexität. In: Soziologische Aufklärung, Bd. 2. Opladen: Westdeutscher Verlag, 204–220

Luhmann, Niklas (1975b): Interaktion, Organisation, Gesellschaft. In: Soziologische Aufklärung, Bd. 2. Opladen: Westdeutscher Verlag, 9–20

Luhmann, Niklas (1975c): Theorie der Gesellschaft. Bielefeld: unveröffentl. Manuskript

Luhmann, Niklas (1980): Interaktion in Oberschichten. Zur Transformation ihrer Semantik im 17. und 18. Jahrhundert. In: Gesellschaftsstruktur und Semantik, Bd. 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 72–161

Luhmann, Niklas (1984a): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

Luhmann, Niklas (1984b): Die Differenzierung von Interaktion und Gesellschaft. Probleme der sozialen Solidarität. In: Kopp, Robert (Hrsg.), Solidarität in der Welt der achtziger Jahre: Leistungsgesellschaft und Sozialstaat. Basel/Frankfurt: Helbing & Lichtenhahn, 79–96

Luhmann, Niklas (1987): The Evolutionary Differentiation between Society and Interaction. In: Alexander, Jeffrey C./Giesen, Bernhard/Münch, Richard/Smelser, Neil J. (Hrsg.), The Micro-Macro Link. Berkeley: University of California Press, 112–134

Luhmann, Niklas (1995): Inklusion und Exklusion. In: Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch. Opladen: Westdeutscher Verlag, 237–264

Luhmann, Niklas (2000): Organisation und Entscheidung. Opladen: Westdeutscher Verlag

McLean, Paul D. (2007): The Art of the Network: Strategic Interaction and Patronage in Renaissance Florence. Durham/London: Duke University Press

Meyrowitz, Joshua (1998): Das generalisierte Anderswo. In: Beck, Ulrich (Hrsg.), Perspektiven der Weltgesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 176–191

Milgram, Stanley (1967): The Small-World Problem. In: Psychology Today 1, 1, 60–67

Nassehi, Armin (2008): Soziologie: Zehn einführende Vorlesungen. Wiesbaden: VS Verlag

Padgett, John F./Ansell, Christopher K. (1993): Robust Action and the Rise of the Medici, 1400–1434. In: American Journal of Sociology 98, 6, 1259–1319

Schmidt, Johannes F. K. (2007): Soziale Beziehung als systemtheoretischer Begriff? In: Soziale Systeme 13, 1/2, 516–527

Schmitz, Winfried (2004): Nachbarschaft und Dorfgemeinschaft im archaischen und klassischen Griechenland. Berlin: Akademie Verlag

Scott, James C. (1972): The Erosion of Patron-Client Bonds and Social Change in Rural Southeast Asia. In: Journal of Asian Studies 32, 1, 5–37

Simmel, Georg (1958 [1908]): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Leipzig: Duncker & Humblot

Stichweh, Rudolf (2000): Die Weltgesellschaft. Soziologische Analysen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp

Stichweh, Rudolf (2004): Kulturelle Produktion in der Weltgesellschaft. In: Kruschkova, Kassimira/Lipp, Nele (Hrsg.), Tanz anderswo: intra- und interkulturell (Jahrbuch Tanzforschung, Bd. 14). Münster: Lit Verlag, 189–204

Stichweh, Rudolf (2005a): Erzeugung und Neutralisierung von Ungleichheit durch Funktionssysteme. In: Inklusion und Exklusion. Studien zur Gesellschaftstheorie. Bielefeld: transcript, 163–177

Stichweh, Rudolf (2005b): Setzt die „Weltgesellschaft“ auf „Weltkommunikation“? In: Jäckel, Michael/Haase, Frank (Hrsg.), In medias res. Herausforderung Informationsgesellschaft. München: kopaed, 171–186

Tacke, Veronika (2000): Netzwerk und Adresse. In: Soziale Systeme 6, 2, 291–320

Tacke, Veronika (2007): Netzwerk und Geschlecht – im Kontext. In: Weinbach, Christine (Hrsg.), Geschlechtliche Ungleichheit in systemtheoretischer Perspektive. Wiesbaden: VS Verlag, 165–189

Tenbruck, Friedrich H. (1972): Gesellschaft und Gesellschaften: Gesellschaftstypen. In: Bellebaum, Alfred (Hrsg.), Die moderne Gesellschaft. Freiburg: Herder, 54–71

Watts, Duncan J. (1999): Small Worlds. The Dynamics of Networks between Order and Randomness. Princeton: Princeton University Press

Watts, Duncan J. (2003): Six Degrees. The Science of a Connected Age. New York: W. W. Norton & Company

Weber, Stefan (2001): Medien – Systeme – Netze. Elemente einer Theorie der Cyber-Netzwerke. Bielefeld: transcript